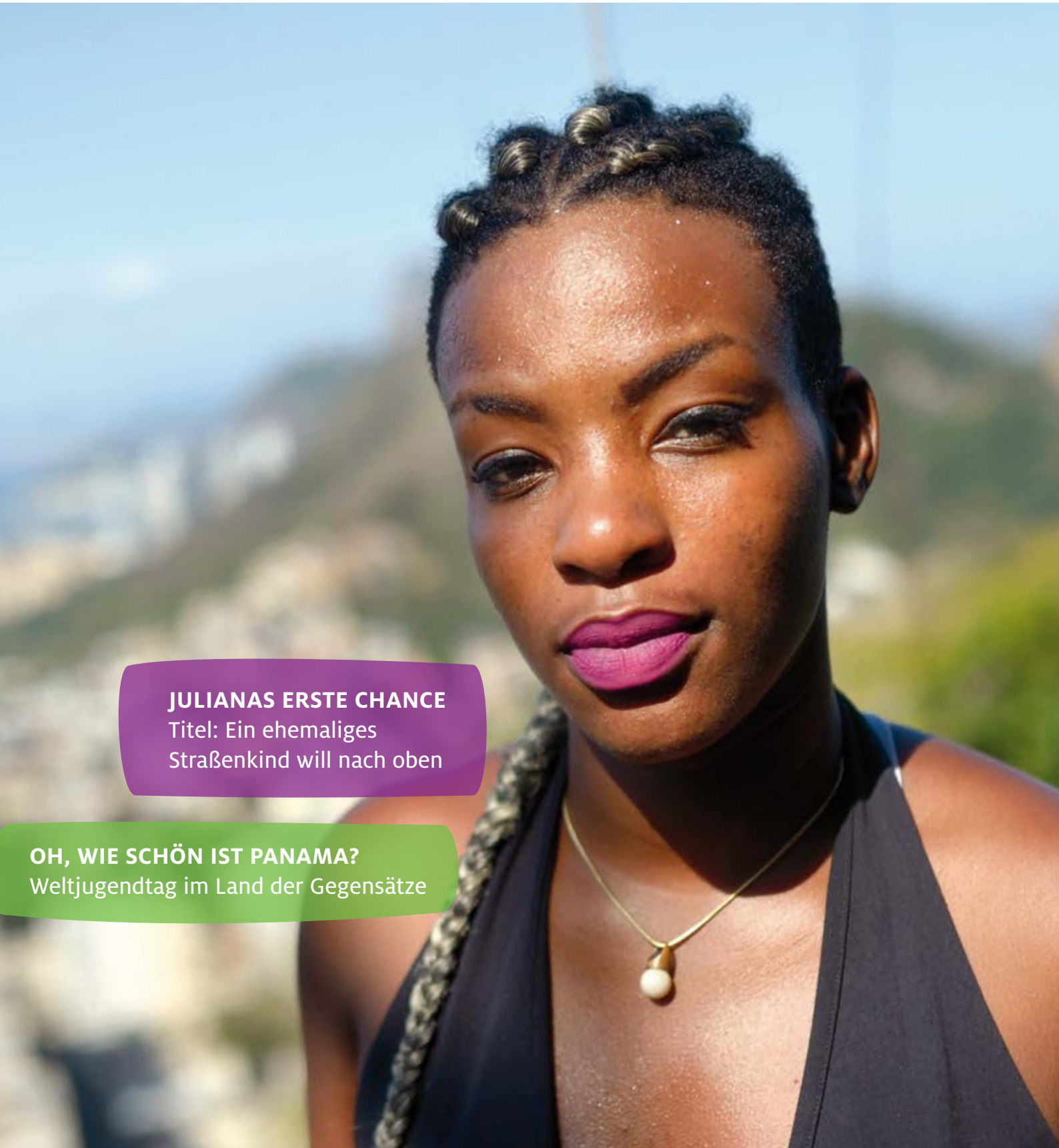
Blickpunkt **Lateinamerika**

Das Magazin von Adveniat – Ausgabe 4 | 2018



JULIANAS ERSTE CHANCE
Titel: Ein ehemaliges Straßenkind will nach oben

OH, WIE SCHÖN IST PANAMA?
Weltjugendtag im Land der Gegensätze

Liebe Leserinnen und Leser!

„Chancen geben – Jugend will Verantwortung“ lautet das Motto der diesjährigen Adveniat-Weihnachtsaktion. Dabei geht es vor allem darum, jenen Jugendlichen in Lateinamerika und der Karibik eine Chance zu geben, die sonst im Leben keine bekommen. Wie zum Beispiel Juliana: Die junge Frau aus Rio de Janeiro hat es geschafft, sich aus dem Kreislauf von Drogen und Kriminalität zu befreien – mit Hilfe eines von Adveniat geförderten Projekts für Straßenkinder. Wie Juliana diese Chance auf eine bessere Zukunft nutzt und für sich und ihre kleine Tochter Ester Verantwortung übernimmt, lesen Sie in unserer Titelgeschichte (S. 6 – 13).

So unterschiedlich ihre Lebensbedingungen auch sind, gemeinsam ist den jungen Menschen in aller Welt, dass sie gehört werden und mitgestalten wollen. Vor allem die Kirche hat es – insbesondere vor dem Hintergrund der Missbrauchsverbrechen – bitter nötig, auf die Jugend zuzugehen und verlorenes Vertrauen zurückzugewinnen. Sowohl bei der Jugendsynode im Oktober in Rom als auch beim Weltjugendtag im Januar 2019 in Panama hatten und haben Jugendliche die Chance, ihre Ideen von einer erneuerten Kirche und einem erfüllten Leben einzubringen. Wir haben Jugendliche gefragt, was ihnen wichtig ist, und spannende Antworten erhalten (S. 17 – 19).

Damit die Wünsche der benachteiligten Jugendlichen in Lateinamerika Wirklichkeit werden, können Sie ganz konkret helfen – mit einer Spende am 24. und 25. Dezember in allen katholischen Weihnachtsgottesdiensten in Deutschland.
Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Adventszeit und viel Freude beim Lesen!

Pater Michael Heinz SVD
Hauptgeschäftsführer

Inhalt

Nachrichten aus Lateinamerika 4

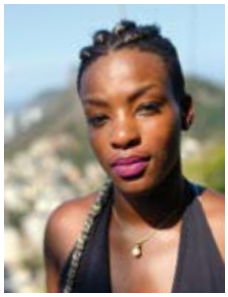
Titel
Julianas erste Chance **6**
Ein ehemaliges Straßenkind will nach oben

Weltjugendtag
Oh, wie schön ist Panama? **14**
Colón – Stadt der Gegensätze

Chancen geben **17**
Junge Menschen wollen in Kirche und Gesellschaft mitwirken

Hintergrund
Musik im Gepäck **20**
Venezolanische Musiker sind willkommen in Peru

Adveniat aktuell 22



Titel und Rückseite: Juliana will ihre Vergangenheit als Straßenkind hinter sich lassen. Links: im Armenviertel Tabajaras. Rechts: am Strand von Ipanema. Fotos: Florian Kopp

Impressum

Herausgeber
Bischöfliche Aktion Adveniat e. V.
Abt. Öffentlichkeitsarbeit
Leiter: Christian Frevel

Redaktion Nicola van Bonn (verantw.)

Mitarbeit an dieser Ausgabe
Gaby Herzog, Carolin Kronenburg, Thomas Milz, Hildegard Willer

Unbenannte Artikel und Fotos Adveniat

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Dokumentation Dr. Martina Fornet-Ponse

Lektorat Ulrike Anders

Layout und Grafik unikat GmbH, Wuppertal

Druck und Versand Ortmeier Medien

Dieses Heft wurde auf 100 % Recyclingpapier gedruckt.

ClimatePartner klimaneutral
Druck | ID: 53402-1306-1004

Erscheinungsweise vierteljährlich

ISSN 1433 – 7568

Anschrift der Redaktion
Bischöfliche Aktion Adveniat e. V.
Redaktion Blickpunkt Lateinamerika
Gildehofstraße 2, 45127 Essen
Tel.: 0201 1756-0; Fax: 0201 1756-111
blickpunkt@adveniat.de
www.adveniat.de

Spenden bitte auf unser Konto bei der Bank im Bistum Essen, IBAN: DE03 3606 0295 0000 0173 45
BIC: GENODED1BBE

„Herr Jesus Christus, wir bitten Dich,
lass die Jugendlichen mutig ihr Leben in die Hand nehmen,
nach den schönsten und sinnvollsten Dingen des Lebens streben
und stets ein freies Herz bewahren.
Hilf ihnen, begleitet und geführt von weisen und großherzigen Menschen,
dem Ruf, den Du an jeden Einzelnen von ihnen richtest, zu folgen,
um ihren Lebensentwurf zu verwirklichen und glücklich zu werden.
Halte ihre Herzen offen für große Träume
und lass sie auf das Wohl ihrer Brüder und Schwestern achten.“

Papst Franziskus

Monique Santos, 21 Jahre, Tanzlehrerin im Centro Socioeducativo in der Favela Campinho, Brasilien. Foto: Florian Kopp

KOLUMBIEN, DEUTSCHLAND

Keine Alternative zum Koka-Anbau

Trotz des Friedensvertrags mit der Farc-Guerilla eskaliert die Gewalt im Südwesten Kolumbiens. Über die Gründe für das Erstarken krimineller Banden in der Region sprach Nicola van Bonn mit Orlando Olave Villanoba, Bischof von Tumaco, bei seinem Besuch in der Adveniat-Geschäftsstelle in Essen im September 2018.

Der Friedensschluss mit der Farc-Guerilla sollte Kolumbien Frieden bringen. Doch in Tumaco eskaliert die Gewalt. Woran liegt das? Können Sie aktuelle Zahlen nennen?

Bischof Orlando Olave Villanoba von Tumaco bemängelt staatliche Vernachlässigung. Foto: Titus Lambertz

Zunächst mal wurde ja nur mit der Farc ein Friedensabkommen geschlossen, nicht mit den anderen bewaffneten Gruppen im Land. Wir haben rund 16.000 bewaffnete Kämpfer in Kolumbien. Aber nur die Farc wurde entwaffnet. Das hat in vielen Regionen tatsächlich dazu geführt, dass sich die Situation verbessert hat. Insgesamt gibt es landesweit weniger Entführungen, weniger Erpressung, weniger Morde. Aber es gibt bestimmte Regionen – beispielsweise Chocó, Nariño und Norte de Santander –, in denen weiterhin bewaffnete Gruppen agieren. Dort haben wir es mit zwei Phänomenen zu tun, die in ihrer Dimension deutlich unterschätzt wurden: der illegale Bergbau und der Koka-Anbau. Auch abtrünnige Farc-Mitglieder, die dem Friedensprozess nicht getraut haben, bilden hier weiterhin Splittergruppen, die sich durch illegalen Bergbau sowie Koka-Anbau, Kokainproduktion und -schmuggel finanzieren. In diesen Regionen ist ein Anstieg der Gewalt zu beobachten. In Tumaco sind in diesem Jahr bereits 186 Personen ermordet worden. Ungefähr vierzigtausend Hektar Koka-Anbaufläche gibt es hier.

Die illegalen Strukturen sind eine logische Konsequenz der minimalen staatlichen Präsenz in diesen Regionen. Die Menschen haben schlicht keine Alternative zum Koka-Anbau. Hinzu kommt, dass in dem Augenblick, als die Farc sich in die Entwaffnungszentren zurückzog, nicht der Staat, sondern andere bewaffnete Gruppen in das Machtvakuum vorstießen – vor allem mexikanische Drogenkartelle, deren bevorzugte Schmuggelrouten durch das Gebiet führen.

Was muss passieren, damit sich die Situation ändert?

Es kann nur strukturelle Lösungen geben. Die Region hat sehr viele Potenziale: Tourismus, Industrie, Transportwesen. Aber zunächst muss der Staat für zwei Dinge sorgen: soziale Investitionen und innere Sicherheit. Das sind die Voraussetzungen, damit die Wirtschaft investiert. Das geht nicht von jetzt auf gleich, sondern nur langfristig, aber man muss jetzt damit beginnen.

Wie versucht die Kirche den Menschen in Tumaco beizustehen und den Frieden zu fördern?

Die Kirche hat sich immer schon für Frieden und Versöhnung in der Region eingesetzt. Wichtig sind die sozialen Projekte, wie das von Adveniat unterstützte Jugendprojekt „Theater für den Frieden“ und die Workshops zur gewaltfreien Lösung von Konflikten. Friedensarbeit geschieht vor allem durch die so genannten COPPAS, die sozialpastoralen Gruppen, die im Dialog mit den Menschen die soziale Transformation in ihren Gemeinden vorantreiben. Das ist ein Impuls, der von der Kirche ausgeht, um Frieden und Versöhnung zu erreichen.

Aktion „Frieden jetzt!“

Das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat steht seit Jahren an der Seite der Nationalen Versöhnungskommission Kolumbiens und unterstützt aktiv zahlreiche Projekte für den Frieden, auch in Tumaco. Mehr Informationen unter

→ **www.adveniat.de/friedenjetzt**

Präsident Duque fährt eine harte Linie gegenüber der ELN, der zweiten großen Guerillagruppe Kolumbiens. Droht ein Rückschritt in Kriegszeiten?

Wir haben als Kirche Vertrauen, dass der Friedensprozess fortgesetzt wird. Es ist offensichtlich, dass die Regierung eher eine harte Position vertreten muss, um als Verhandlungspartner Stärke zu zeigen. Zudem haben Entführungen und Anschläge der ELN zu einer Verschlechterung der Beziehung beigetragen. Aber wir haben den Eindruck, dass es auf Seiten der Regierung ein großes Interesse gibt, den Friedensprozess fortzusetzen. Nachdem die ELN die Geiseln freigelassen hat, sind wir zuversichtlich, dass es weitergeht. Als Kirche bieten wir weiterhin unsere Unterstützung und unsere Hilfe in diesem Prozess an.

DEUTSCHLAND, LATEINAMERIKA

Neues Sympathie-Magazin erschienen

In der Reihe „SympathieMagazin“ ist jetzt die Ausgabe „Bolivien, Ecuador und Peru verstehen“ in überarbeiteter Neuauflage erschienen. Auf 84 Seiten werden Themen aus Politik, Geschichte, Umwelt und Kultur der drei Andenländer beleuchtet sowie aktuelle gesellschaftliche Diskussionen in den Mittelpunkt gerückt. Themen wie Pressefreiheit, Geschlechtergleichheit, Rechte der Indigenen und Umweltschutz stehen dabei im Vordergrund.

Die Autoren sind entweder selbst Lateinamerikaner oder erfahrene Experten, die kenntnisreich und informativ berichten, beispielsweise über die indigenen Völker im Amazonasgebiet, deren Lebensgrundlage durch Abholzung und Erdölförderung zerstört wird. Die Schilderungen persönlicher Erlebnisse sowie Interviews mit Betroffenen unterstreichen das selbst erklärte Ziel des Magazins, „unterhaltsam zu informieren und durch besseres Verständnis Sympathie zu wecken“. Gefördert wurde die Herausgabe des Magazins durch das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat. Herausgeber ist der Verein „Studienkreis für Tourismus und Entwicklung“.

Das Heft kann zum Preis von 4,60 Euro (zzgl. Versandkosten) per Mail an bestellung@sympathiemagazine.de bestellt werden.

Weitere aktuelle Nachrichten und Hintergrundberichte finden Sie täglich auf unserer Homepage → **www.blickpunkt-lateinamerika.de**

VAKTIKAN/EL SALVADOR

Oscar Romero heiliggesprochen

„Die Heiligsprechung von Oscar Romero ist Balsam für die verwundete Seele des Volkes von El Salvador, die nach den Jahren des Bürgerkrieges nie Versöhnung oder Wiedergutmachung erfahren hat“, so Adveniat-Hauptgeschäftsführer Pater Michael Heinz anlässlich der Heiligsprechung des 1980 ermordeten Erzbischofs Oscar Romero am 14. Oktober 2018 in Rom. Wegen seines unerschrockenen Einsatzes für die Unterdrückten galt Romero in El Salvador schon lange als Heiliger. Neben Oscar Romero hat der Papst auch seinen Vorgänger Paul VI. (1963 – 1978) heiliggesprochen. (kna/adveniat) Fotos: P. Michael Heinz

Aktuelle Sonderausgabe „Heiliger Oscar Romero“ bestellen: blickpunkt@adveniat.de

Julianas erste Chance

EIN EHEMALIGES STRASSENKIND WILL NACH OBEN

TEXT: THOMAS MILZ, FOTOS: FLORIAN KOPP

Eine junge Frau lässt ihr altes Leben als obdachlose Drogensüchtige auf den Straßen von Rio de Janeiro hinter sich. Vor ihr liegt die Chance, für ihre kleine Tochter das zu sein, was sie selbst nie hatte: eine Mutter. Ganz weit oben, fast schon am Ende der steilen Zementtreppe, dort, wo noch ein letzter Rest Wald den Hügelkamm bedeckt, hat sich Juliana eingerichtet. Vom Dach des kleinen Zweizimmerhauses, das sie mit einem Bekannten teilt, kann die 21-Jährige das Meer und bis zum Ende des Horizonts sehen – mittendrin die kleinen grünen Inseln, die Rios Küste vorgelagert sind. Juliana zu Füßen liegen die strahlend weißen Hochhäuser der Copacabana, dem am dichtesten besiedelten Flecken der Welt. Von hier oben aus ergreift Juliana ihre zweite Chance, die eigentlich ihre erste ist. Denn davor gab es nie eine Chance, sondern immer nur Risiko.

Noch ist ihr Zimmer karg eingerichtet. Zumindest hat sie alles Notwendige, um für ihre kleine Tochter Ester zu kochen. „Zug um Zug richte ich es ein, Kühlschrank, Herd, alles was ich brauche, um Ester übers Wochenende hier bei mir zu haben." Noch lebt die Vierjährige bei einer Pflegefamilie am anderen Ende der Stadt. „Sie sagt, dass sie zwei Mütter hat", erklärt Juliana und streicht ihrer Tochter übers Haar. Ein eigenes Bett hat Juliana für sie bereits, Ester kann über Nacht bleiben. Ein eigenes Bett – das hört sich normal an. Für jemanden, der in seinem bisherigen Leben auf der Straße oder bestenfalls in Heimen geschlafen hat, ist es jedoch ein Quantensprung.

Ester ist die Umgebung noch suspekt. Auf den Straßen der Favela Tabajaras, wie der obere Teil des Hügels heißt, patrouillieren junge Männer mit schweren Waffen und rauchen dabei einen Joint. Anfang des Jahres 2010 hatte Rios Polizei hier eine Einheit stationiert, die den Bürgern Frieden nach etlichen Jahren des Drogenkriegs bringen sollte. Doch die Banden sind zurückgekommen. Nun sitzen die letzten Polizisten hinter ihren am Straßenrand abgestellten Bürocontainern, keine hundert Meter von den Halbstarken entfernt. In Rio jung zu sein, bedeutet stets, auch dem Tod nah zu sein. Besonders wenn man dunkler Hautfarbe ist, denn je dunkler die Haut, desto weniger ist man der Gesellschaft wert.

DER STAAT IST KEINE HILFE

Julianas Haut ist richtig dunkel. Genau wie ihr Haar und ihre Augen. Und Juliana kennt den Tod. Er begegnete ihr, als sie vier Jahre alt war. Genauso alt, wie Ester jetzt. Da wurde ihre Mutter umgebracht, und Juliana kam in ein Heim. „Ich musste schnell erwachsen werden, hatte keine Familie um mich herum, nur den Staat – aber der bringt es nicht." Mit zehn Jahren lief sie weg, versteckte sich in den Straßen, bis man sie aufgriff und wieder in ein Heim steckte. Immer und immer wieder. „Meine Kindheit lief so ab: Straße, Droge, Entziehungsheim, wieder Straße … Fünf Mal bin ich aus dem Entziehungsheim abgehauen."

Die Straße bedeutete Freiheit, keine Zwänge. Und Drogen. „Ich habe so viel Crack genommen, ich habe mich fast verloren", sagt Juliana heute. Dann fließen ihr Tränen über die Wangen, und sie bemüht sich, dass Ester sie nicht sieht. Der Entzug in den Heimen

Vom Dach ihrer Wohnung aus können Juliana und ihre Tochter Ester über den Stadtteil Copacabana bis zum Meer schauen.

Juliana (links) beim Training der Streetdance-Gruppe „Dance in Rio“ auf dem Sportplatz der Favela.

habe nicht funktionieren können, meint Juliana. „Die haben die Theorie, dass man nur daran denken soll, heute clean zu bleiben. Sie pumpen einen mit Medikamenten voll, damit man das schafft. Und dann lassen sie einen allein.“ Wie soll man da von dem Einzigen wegkommen, was einem Trost spendet – den Drogen?

Familie oder Verwandte, auf die sie zählen könnte, hat Juliana nicht. Es gibt da zwar ein paar Cousins, die in der Maré-Favela am internationalen Flughafen wohnen, erzählt sie. Aber auch bei ihnen drehe sich alles um Drogen, da suche sie besser keinen Kontakt. Auch eine ihrer Schwestern hat sie einmal auf der Straße getroffen, aber die ist mittlerweile an ihrer Drogensucht gestorben. Eine andere Schwester sitzt im Gefängnis. Den Kontakt zu ihrem Bruder, der mit ihr im Heim aufwuchs, hat sie verloren. Mit ihrer jüngsten Schwester steht sie immerhin via Facebook in Kontakt. Juliana hat sechs Geschwister und ist doch allein. Fast wären es sieben gewesen: Ihre Mutter war schwanger, als man sie ermordete. Mehr weiß Juliana nicht über die Frau, die sie geboren hat.

Am Abend wummern die Bässe durch die Straßen von Tabajaras. Ein Dutzend Jugendliche, alle schwarzer Hautfarbe, die meisten mit toupierten Frisuren, studieren eine neue Choreographie ein. Juliana ist mittendrin. „Wir müssen tanzen, müssen alles rauslassen“, sagt sie nach Atem ringend in einer Pause. „Jeden Tag zu tanzen und zu trainieren, gibt mir Halt. Sonst hätte ich nichts zu tun. Und ich brauche eine Herausforderung.“ Sie lacht. Tagsüber tanzt die Gruppe am Strand, dort, wo Touristen das Geld locker sitzen haben. „Flash-Mobs“, spontane Tanzauftritte mitten im Straßenleben. Derzeit könne sie damit überleben, sagt sie stolz.

FÜR DAS TANZEN GEBOREN

„Sie ist für das Tanzen geboren,“ sagt Maria Christina Noronha de Sá. Die neben den wummernden Lautsprecherboxen auf dem Zementboden sitzende ältere Dame kommt aus einer anderen Welt. Sie lebt in einem Wohnviertel in Strandnähe, ist wohlhabend. Seit Jahrzehnten ist sie als Ehrenamtliche für Rios Jugend im Einsatz und sitzt im Beirat der Pastoral für gefährdete Jugendliche. Sie ist so etwas wie Julianas Ersatzmutter. „Ich setze alle meine Hoffnung und meinen Glauben in Juliana. Denn sie ist ein Beispiel dafür, dass sich unsere Arbeit lohnt“, sagt Maria Christina. „Juliana hatte ein furchtbares, elendes Leben, aber sie spürt so viel Liebe, dass sie all das hinter sich gelassen hat.“

Maria Christina gehört zu einem kleinen Team, das sich um ehemalige Straßenkinder wie Juliana kümmert. Bewusst zwinge man Juliana zu nichts, vermeide jeden Druck. Die Kontaktsuche müsse von ihr selbst ausgehen, das sei wichtig. Und es scheint zu funktionieren. „Juliana kommt stets auf uns zu, aus freien Stücken“, erzählt Maria Christina. „Wir sagen ihr immer wieder, dass wir an sie und ihre Zukunft glauben. Sie kann allen beweisen, wozu Liebe fähig ist.“ Julianas Antrieb ist die Liebe zu ihrer Tochter Ester. Sie weiß, dass sie ihre Vergangenheit hinter sich lassen muss, wenn sie eine Zukunft mit Ester haben will.

„WIE BEIM VERLIEBEN“

Wie eine Ersatzfamilie versuchen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Pastoral für gefährdete Jugendliche den ehemaligen Straßenkindern Halt zu geben. Für jemanden wie Juliana, der nie eine funktionierende Familie gehabt hat, sind Annäherung und Vertrauen schwierig. „Es ist wie beim Verlieben“, beschreibt es Regina Leão, die Leiterin des Teams. „Man verliebt sich zuerst, dann entstehen nach und nach die emotionalen Bindungen, in denen man sich gegenseitig respektiert und sich dann selbst neu entdeckt und erkennt.“ Juliana sei eines Tages in dem vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützten Projekt „Straßenkinderbus“ aufgetaucht, erinnert sich Regina. Es handelt sich um einen alten Bus, den das Team in Stadtteilen parkt, wo es viele Straßenkinder gibt – als mobile Anlaufstelle für die Kinder und Jugendlichen, die sonst keinen Ansprechpartner für ihre Fragen und Sorgen haben.

EINE GESCHICHTE DES SCHEITERNS

„Ich habe gesehen, dass es Computer in dem Bus gab, und wollte eigentlich nur mal kurz mein Facebook checken“, erinnert sich Juliana an ihren ersten Kontakt. Dann kam sie mit den Sozialarbeitern dort ins Gespräch. Nach und nach konnte sie das Erlebte in Worte fassen, traute sich zu erzählen, wie sie mit fünfzehn auf der Straße vergewaltigt und schwanger wurde, wie man das Sorgerecht für Ester an eine

Juliana mit ihrer Tochter Ester auf dem Weg zu ihrer Wohnung in der Favela Morro dos Cabritos, Tabajaras.

Familie abgab, weil Juliana selbst noch minderjährig war. Und sie erzählte davon, dass sie scheiterte, als sie mit achtzehn ihre kleine Tochter zurückbekam, dass sie vor der Verantwortung erneut in die Drogenabhängigkeit flüchtete.

ANGST TREIBT AUF DIE STRASSE

„Ich werde nicht traurig, wenn ich an all das denke", sagt sie jetzt. „Denn ich wäre ja sonst nicht die starke Person geworden, die ich heute bin." Manchmal komme es wieder, dieses Gefühl der Unsicherheit, das Gefühl, allein zu sein. „Angustia – beklemmende Angst, allein zu sein in der Welt – dieses Gefühl hat mich stets auf die Straße getrieben." Jetzt nicht mehr. Jetzt schickt sie eine Textnachricht an die Sozialarbeiter, die sie betreuen, und kann sicher sein, dass ihr jemand hilft.

NEUE REGELN GELERNT

Die Erfahrung von Gemeinschaft und respektvollem Umgang in ihrer kleinen „Ersatzfamilie" habe ihre alten Gewissheiten über die Menschen aufgebrochen, erzählt Juliana. „Auf der Straße haben wir gelernt: weiß ist weiß, schwarz ist schwarz, reich ist reich und arm ist arm." Als Straßenkinder hätten sie nur die Touristen beklauen dürfen. So waren die Regeln der Straße. Schliefen sie vor Geschäften, schüttete man Wasser auf sie, um sie zu vertreiben. Ihre beste Freundin starb unter einer Brücke, als man ihre Decke anzündete. „Im Team habe ich schließlich gelernt, dass dich nicht alle Reichen erniedrigen, dass nicht alle Weißen auf dich treten wollen."

NÄCHSTER SCHRITT: AUSBILDUNG

Die beiden sind am Strand, Juliana will Ester ihre neuesten Tanzschritte zeigen. Schüchtern steht die Kleine am Arpoador, einem Strand, den Rios Surfer wegen seiner kräftigen Wellen lieben. Juliana hat eine kleine Lautsprecherbox dabei, aus der die Beats gegen das Wellenrauschen ankämpfen. Nach einigen Minuten im prallen Sonnenschein sinkt Juliana erschöpft zu Boden. Ihre Mama sei so schön wie eine Katze, sagt Ester stolz. Juliana will eine Tanzausbildung machen. „Ohne ein Diplom kann ich nicht bei Events tanzen." Die Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele habe sie

Juliana und Ester am Strand von Rio de Janeiro.

deswegen schon verpasst, genau wie das Rock-in-Rio-Festival. In Zukunft soll das anders werden. Mit ihrer Tanzgruppe plant sie die Teilnahme an nationalen und internationalen Wettbewerben. Doch sie sieht auch weiter in die Zukunft, will unbedingt ihre Schulausbildung nachholen. Vom Tanzen wird sie auf lange Sicht nicht leben können. Ihre Betreuer sagen, dass der jahrelange Crack-Konsum Julianas Körper tiefe Wunden zugefügt habe. Ob sie das spürt, wenn sie tanzt und an ihre körperlichen Grenzen kommt?

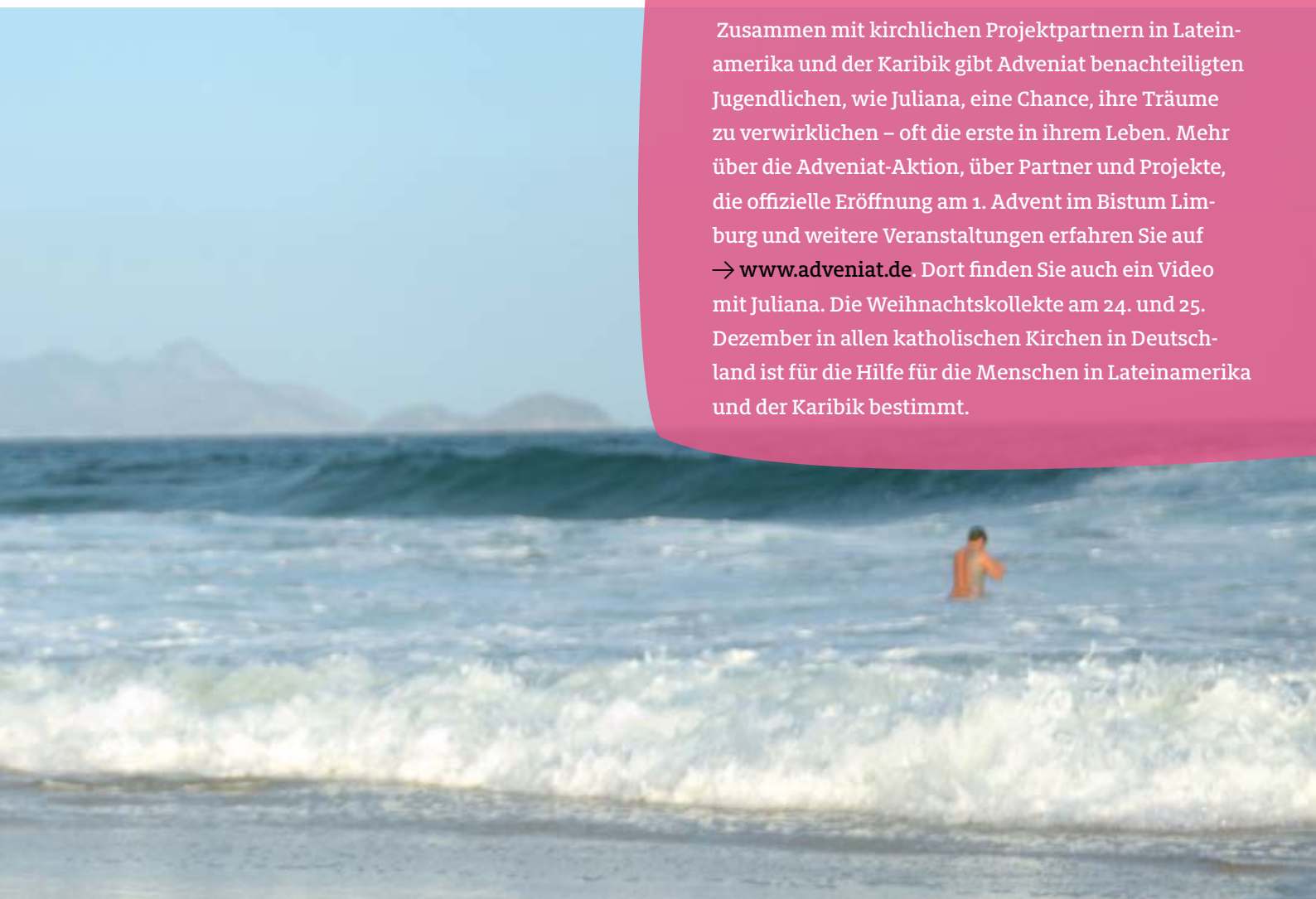
KEIN GUTER ORT FÜR KINDER

Die eigene Situation realistisch reflektieren zu können, ist ein wichtiges Ziel der Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen auf der Straße. Juliana ist offenbar auf dem besten Weg dorthin. Sie weiß, dass das kleine Haus hoch oben in der Tabajaras-Favela kein guter Ort ist, um Ester aufzuziehen. Doch es ist ein bezahlbarer Anfang. Irgendwann einmal soll Ester länger als nur ein Wochenende bei ihr sein. Aber das ist Zukunftsmusik. Sie vorerst bei der Pflegefamilie zu lassen, sei besser, ist Juliana sich sicher. „Das schmälert nicht meine Rolle als Mutter. Das Wichtigste ist, dass es ihr gut geht. Das ist der größte Liebesbeweis, den ich ihr erbringen kann."

Chancen geben – Jugend will Verantwortung

Die Adeniat-Weihnachtsaktion 2018

Zusammen mit kirchlichen Projektpartnern in Lateinamerika und der Karibik gibt Adveniat benachteiligten Jugendlichen, wie Juliana, eine Chance, ihre Träume zu verwirklichen – oft die erste in ihrem Leben. Mehr über die Adveniat-Aktion, über Partner und Projekte, die offizielle Eröffnung am 1. Advent im Bistum Limburg und weitere Veranstaltungen erfahren Sie auf → www.adveniat.de. Dort finden Sie auch ein Video mit Juliana. Die Weihnachtskollekte am 24. und 25. Dezember in allen katholischen Kirchen in Deutschland ist für die Hilfe für die Menschen in Lateinamerika und der Karibik bestimmt.



Niemals Aufgeben!

Regina Leão leitet die Pastoral für gefährdete Jugendliche im Erzbistum Rio de Janeiro. Thomas Milz hat mit ihr am Beispiel von Juliana darüber gesprochen, wie es gelingen kann, den Straßenkindern Selbstachtung zu vermitteln und Lebensperspektiven aufzuzeigen.

Was ist das Wichtigste bei der Arbeit mit Straßenkindern wie Juliana?
Wir dürfen sie nie aufgeben. Denn Juliana hat schon mehrfach erlebt, dass man sie aufgegeben hat. Ihre Mutter hat sie früh verloren, danach hat die Gesellschaft sie aufgegeben, und sie selbst hat sich und ihre Tochter aufgegeben. Ihr bisheriges Leben ist ein Resultat des Aufgebens.

Juliana fehlt also der Glaube daran, dass es andere Menschen mit ihr ernst meinen?
Im Umgang mit ihr erleben wir einen Mangel an Konstanz. Wir können uns nie darauf verlassen, dass sie es wirklich geschafft hat. Sie lebt von einem Tag zum anderen. Dabei testet sie uns und unsere Zuverlässigkeit – denn sie hat Angst, sich emotional zu binden, Angst vor neuen Verlusten, Angst zu leiden. Sie hat in ihrem Leben schon viel verloren.

Wie gehen Julianas Betreuer mit dieser Situation um?
Unser Team muss stets analysieren, mit wem von uns Juliana welche Art von Verbindung eingeht, wer welche Funktion in ihrem Leben hat. Juliana weiß genau, welche Dinge sie mit wem beredet. Das alles ist ein fortlaufender Prozess.

Es gibt aber auch Rückschläge …
Als wir Juliana kennenlernten, hatte sie die Straße regelrecht verinnerlicht. Die Straße hat Verlockungen: Liebschaften, Drogenrausch, Partys. Jetzt muss sie Regeln einhalten. Wir haben einen Pakt miteinander, und der bedeutet für sie eine tägliche Verpflichtung. Gibt es mal Rückschläge, müssen wir überlegen, wie es weitergeht. Aber sie zeigt, dass sie will – und das ist für uns wunderbar. Und sie weiß, dass wir sie nicht aufgeben werden.

Dass Juliana eine vom Pastoralteam vermittelte Arbeit in einem Restaurant nicht durchgehalten hat, war so ein Rückschlag?
Sie hat in einem Shopping-Center der Oberklasse gearbeitet und dort als Schwarze aus der Unterschicht sehr unter Vorurteilen zu leiden gehabt. Aber immerhin konnte sie uns ehrlicherweise sagen, dass sie diese Arbeit nicht durchhält. Das zeigt, dass sie Vertrauen in uns hat. Selbst wenn sie davon ausgehen muss, uns zu enttäuschen. Das ist toll!

Das Tanzen scheint ihr wichtig zu sein …
Im Augenblick kann die Straße für sie Teil ihres Künstlerlebens sein. Sie hat erkannt, dass sie nicht mehr das Objekt der Straße sein muss. Heute kann sie das Subjekt der Straße sein. Für uns ist das eine fantastische Entwicklung.

Juliana im Gespräch mit Regina Leão, der Leiterin der Pastoral für gefährdete Jugendliche im Erzbistum Rio de Janeiro.

Raus aus der Armutsspirale!

„Wir erleben hier einen massenhaften Mord an unserer Jugend“, stellt Regina Leão angesichts der ausufernden Gewalt in Rio de Janeiros Armenvierteln fest. 78 Prozent der jährlich 60.000 Gewaltopfer sind schwarze Jugendliche und junge Erwachsene. Seit 28 Jahren arbeitet sie für die Pastoral do Menor, ein Projekt, das sich an gefährdete Minderjährige des Erzbistums Rio de Janeiro richtet und vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt wird.

Im Bildungszentrum „Comendador Armindo da Fonseca“ eröffnet die Pastoral do Menor den Kindern und Jugendlichen der Fubá-Favela den Ausstieg aus der Spirale der Armut. Es sind hauptsächlich afrobrasilianische Jungen aus armen Familien, die hierherkommen. Das Zentrum ist der einzige Ort, an dem sie inmitten des Kriegs zwischen Drogenbanden und der Polizei in Sicherheit ihre Freizeit verbringen können. Zudem erhalten sie hier Nachhilfeunterricht – angesichts der prekären Situation des öffentlichen Schulsystems ihre einzige Chance auf gute Bildung.

Das Zentrum bietet ein abwechslungsreiches Freizeitangebot an Sport und Kultur, aber auch Kurse für Berufseinsteiger. Für viele ist dies der Weg in eine bessere Zukunft. „Es darf nicht sein, dass die Jugendlichen keine Träume haben“, so Regina Leão. „Sie müssen wieder an ihr Potenzial glauben.“ Als Christin habe sie gelernt, dass aus Krisen neue Chancen erwachsen. Man müsse den Jugendlichen nur das Selbstvertrauen geben, diese Chancen zu ergreifen.

Ihre eigene positive Einstellung verdanke sie ihrer Mutter, die in einem Waisenhaus aufwuchs, erzählt Regina Leão: „Uns Kindern hat sie beigebracht, nicht einfach die Realitäten zu akzeptieren, in die man hineingeboren wird.“ Und in dieser Realität müssen sich die Kinder armer Familien erst einmal alles erkämpfen. „Die Kinder der Reichen haben ein Recht auf Spaß, auf Tanz- und Englischkurse, auf Theater und Sport. Die armen Kinder nicht. Bei ihnen heißt es: hopp, arbeiten gehen“, so Regina Leão. Im Zentrum „Comendador Armindo da Fonseca“ soll genau dieser Teufelskreis durchbrochen werden. Auch wenn dies oft viel Geduld erfordert.

Wenn Sie Adveniat dabei unterstützen wollen, benachteiligten Kindern und Jugendlichen Chancen auf ein besseres Leben zu eröffnen, dann füllen Sie bitte die Einzugsermächtigung auf der letzten Heftseite aus (Stichwort: Kinder und Jugendliche), oder überweisen Sie Ihre Spende direkt auf das Adveniat-Konto bei der Bank im Bistum Essen: IBAN DE03 3606 0295 0000 0173 45, BIC GENODED1BBE.

Muito obrigado!

Oh, wie schön ist Panama?

COLÓN – STADT DER GEGENSÄTZE

TEXT: GABY HERZOG, FOTOS: MATTHIAS HOCH

Papst Franziskus kann kommen! Seit im Sommer 2016 verkündet wurde, dass der Weltjugendtag 2019 in Panama-Stadt ausgerichtet wird, laufen die Vorbereitungen auf Hochtouren. Die Hauptstadt des mittelamerikanischen Staates auf der schmalen Landbrücke zwischen den beiden amerikanischen Kontinenten will sich von ihrer schönsten Seite präsentieren. Rund eine halbe Million Pilger werden zu den großen Feierlichkeiten mit dem Pontifex erwartet – die Weltpresse inklusive.

Die Bucht von Panama-Stadt mit Skyline und Fischerbooten.

Und dieses Mal soll es in der Berichterstattung um Frieden und Nächstenliebe und nicht um die schmutzigen Geschäfte der in Panama angesiedelten Offshore-Dienstleister gehen. Für das angekratzte Image des Landes ist der Weltjugendtag buchstäblich ein Segen. Präsident Juan Carlos Varela ist begeistert und hat das sechstägige Kirchen-Event kurzerhand zum „wichtigsten Ereignis in der Geschichte Panamas“ und damit zur Staatsangelegenheit erklärt. Schließlich sind rund 85 Prozent der 3,6 Millionen Einwohner Panamas katholisch, Varela selbst steht der katholischen Vereinigung Opus Dei („Werk Gottes“) nahe – außerdem wird damit gerechnet, dass die Besucher rund eine Milliarde Euro im Land lassen. Das freut einen Staatschef.

Damit die Logistik während des Großereignisses einwandfrei läuft, wurde der Bau einer zweiten U-Bahn-Linie vorangetrieben, der Flughafen erweitert, wurden Gehwege und Straßen saniert. Alle Veranstaltungen, an denen Papst Franziskus teilnehmen wird, dürfen auf der Cinta Costera, der sechsspurigen Hauptstraße neben der Uferpromenade stattfinden – im Hintergrund die Wolkenkratzer der großen Banken, Shopping-Malls und der Trump-Tower.

Der Ort, an dem der zentrale Gottesdienst im nächsten Januar stattfinden wird, könnte repräsentativer kaum sein: Hinter der Altarbühne wird die hochmoderne Skyline zu sehen sein, daneben Palmen, gepflegter Rasen und das blaue Meer. Oh, wie schön ist Panama!

Wie sehr oder wie wenig dem Pontifex selbst diese Kulisse gefällt, lässt sich nur erahnen. Denn die soziale Realität in Panama ist weit weniger strahlend als die Hauptstadt suggeriert. Nur im Boom-Land Brasilien geht die soziale Schere auf dem lateinamerikanischen Kontinent so weit auseinander wie hier. Durch die internationalen Banken und den Panamakanal mit der zweitgrößten Freihandelszone der Welt sprudeln die Milliarden ins Land. Dennoch leben rund 23 Prozent der Panamaer unterhalb der Armutsgrenze.

Ob die Pilger aus aller Welt diese Realität zu sehen bekommen, ist fraglich. Schließlich ist es nur wenig ratsam, allein die Armenviertel von Panama-Stadt zu erkunden. Die Polizei ist angehalten, Zugänge zu gefährlichen Stadtteilen abzuriegeln und die Besucher auf die möglichen Gefahren hinzuweisen.

ARMUT UND MILLIARDENGESCHÄFTE

Nirgendwo lässt sich die große soziale Ungleichheit in Panama so drastisch erleben wie in der Großstadt Colón, die 85 Kilometer nördlich der Hauptstadt am anderen Ende des Panamakanals liegt.

Die historische Altstadt von Colón verfällt zusehends. Gewalt und Kriminalität prägen den Alltag.

Es ist eine Stadt mit zwei Gesichtern. Colón ist bekannt für seine Freihandelszone, die zu den größten der Welt gehört. Tagtäglich werden hier Milliardengeschäfte abgewickelt. Auch die luxuriösen Kreuzfahrtschiffe legen hier an, Schnäppchenjäger gehen von Bord, um Gucci, Prada und Chanel zu guten Preisen zu kaufen. Das Areal ist von einer meterhohen Mauer und vielen Kontrollposten umgeben. In die Innenstadt hingegen verirrt sich kein Fremder.

„Auf dem Papier ist Colón eine der reichsten Städte Panamas. Aber leider gehört sie auch zu den gefährlichsten Orten des Landes“, erklärt Yithzak González. Der 25-Jährige ist Jugendkoordinator und leitet mehrere Projekte, die vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat

unterstützt werden. Wer es sich leisten könne, der lebe in einem der streng bewachten Wohnkomplexe am Stadtrand, sagt er.

Im historischen Zentrum herrschen Armut und Perspektivlosigkeit. Die Häuser sind verfallen und werden sich selbst überlassen, selten gibt es fließendes Wasser und Strom. Das deutsche Auswärtige Amt warnt auf seiner Internetseite davor, Colón und das Hafengelände auf eigene Faust zu erkunden. So eine Gefahrenwarnung wird selten ausgesprochen. „Kriminalität gehört bei uns zum Alltag“, erklärt Yithzak. „Viele Jugendliche hängen auf der Straße ab, gehen nur in die Schule, wenn ihnen danach ist. Die Straßen werden von Banden regiert.“ Jeder Häuserblock wird von einer anderen Gang kontrolliert, ein falscher Schritt, ein falscher Blick und es wird scharf geschossen. Die Polizei schickt nur schwer bewaffnete Sonderkommandos auf Motorrädern in die dunklen Gassen – das Maschinengewehr immer im Anschlag.

Yithzak González (2. v. links) bei Familie Rosañia, die ein Zimmer freigeräumt hat, um zum Weltjugendtag Pilger aufzunehmen.

„Die Regierung hat keinen richtigen Plan, wie sie der Gewalt begegnen kann“, sagt Yithzak. „Und zu oft schlägt sie sich auf die falsche Seite. Um Colón zu befrieden, werden derzeit große Teile der Innenstadt einfach platt gemacht.“ Tausende Wohnungen wurden mit Polizeigewalt geräumt und abgerissen, um an ihrer Stelle moderne Wohn- und Geschäftshäuser zu bauen.

UMSIEDLUNG DER ARMEN

„Und dabei handelt es sich nicht um sozialen Wohnungsbau. Die Mieten werden hoch sein“, sagt Yithzak. „So hoch, dass sich die ehemaligen Bewohner diese niemals leisten können. Sie sollen sich außerhalb der Stadt ansiedeln. Dort, auf der grünen Wiese ohne weitere Infrastruktur, werden derzeit große Häuserkomplexe gebaut. Arbeit gibt es dort allerdings nicht. Das sorgt für böses Blut.“ Yithzak hofft sehr darauf, dass sich im Zuge des Weltjugendtages doch einige der Besucher für die Realität abseits der herausgeputzten Hauptstadt interessieren. „Vor den zentralen Feierlichkeiten werden tausende Jugendliche im Rahmen der ‚Tage der Begegnung‘ auf alle Diözesen im ganzen Land verteilt. Auch einige Familien in Colón haben sich bereiterklärt, Pilger aufzunehmen. Ich denke, so eine persönliche Erfahrung wäre ein Augenöffner für die Jugendlichen und ganz im Sinne von Franziskus. Schließlich stellt er sich immer wieder demonstrativ auf die Seite der Armen und Schwachen.“

WO WOHNT DER PAPST?

Vom 22. bis zum 27. Januar 2019 wird der Papst in Panama erwartet. Wo wird Franziskus übernachten? Diese Frage wird im Land leidenschaftlich diskutiert. Schließlich handelt es sich um ein Politikum. Offiziell heißt es, der Pontifex werde in der neuen Nuntiatur, der diplomatischen Vertretung des Heiligen Stuhls, residieren. Dieser moderne Prachtbau wurde gerade für mehrere Millionen US-Dollar luxuriös saniert und steht deswegen stark in der Kritik.

Eine geheime Alternative soll das Haus der Schwestern von Kalkutta sein. Diese Anlage liegt nur wenige Kilometer von der modernen Skyline und der Nuntiatur entfernt – und doch trennen diese beiden Orte Welten.

Chancen geben

JUNGE MENSCHEN WOLLEN IN KIRCHE UND GESELLSCHAFT MITWIRKEN

TEXT: NICOLA VAN BONN

Junge Menschen gestalten kirchliches und gesellschaftliches Leben mit, engagieren sich ehrenamtlich in Jugendgruppen und Umweltinitiativen, in sozialen und karitativen Einrichtungen, und diskutieren politische Fragen. Was uns alltäglich erscheint, ist es in Lateinamerika ganz und gar nicht: Hier fehlt es Jugendlichen oft an Chancen, ihr Leben zu gestalten und ihren Platz in der Gesellschaft zu finden.

Wirtschaftliche und gesellschaftliche Zwänge, die Ungleichheit und Ausgrenzung befördern, schränken den Handlungsspielraum der jungen Menschen ein. Es mangelt an guter Ausbildung und gerecht bezahlter Arbeit. Viele Jugendliche müssen schon viel zu früh Verantwortung übernehmen, indem sie beispielsweise arbeiten gehen, um das Überleben ihrer Familien zu sichern, anstatt eine qualifizierte Ausbildung zu genießen. Die Lebensrealität der Jugendlichen hier und dort kann unterschiedlicher nicht sein, dennoch sind ihre Träume und Wünsche oft dieselben.

Die von Papst Franziskus einberufene Jugendsynode, die im Oktober 2018 tagte, hat die unterschiedlichen Realitäten der Jugendlichen in den Blick genommen und deutlich gemacht, wie wichtig es ist, Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass Jugendliche verantwortlich in Kirche und Gesellschaft mitwirken können. Im Vorbereitungsdokument der Synode heißt es, die Kirche sei aufgerufen, „den jungen Opfern von Ungerechtigkeit und Ausbeutung mit besonderer Aufmerksamkeit zu begegnen und ein grundsätzliches Werk zu ihrer Anerkennung auf den Weg zu bringen.“ Denn erst wenn diesen Jugendlichen Gehör verschafft und ihre Würde zurückgegeben werde, könne ein „Potenzial zur Blüte gebracht werden, dessen Träger auch die ‚weggeworfenen‘ Jugendlichen sind; erst dann sind sie befähigt, in ihrer eigenen Entwicklung Subjekt statt Objekt zu sein, und dann ist ihr Standpunkt ein unersetzlicher Beitrag zum Aufbau des Gemeinwohls“.

Deshalb hat das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat seine diesjährige Weihnachtsaktion unter das Motto „Chancen geben – Jugend will Verantwortung“ gestellt. Zusammen mit den kirchlichen Projektpartnern in Lateinamerika und der Karibik sollen benachteiligten Jugendlichen Chancen auf ein selbstbestimmtes Leben eröffnet werden. Bildungs- und Ausbildungsprojekte sowie psychologische und seelsorgliche Begleitung helfen dabei. Denn die Jugendlichen wünschen sich vor allem eines: ihre Talente, ihr Können und ihre Kreativität fruchtbringend einzusetzen.

Blickpunkt Lateinamerika hat kurz vor dem Weltjugendtag, der 2019 in Panama stattfindet, Jugendliche nach ihrem Engagement, nach ihren Ideen, Vorbildern und nach Anforderungen an eine zeitgemäße Kirche gefragt und spannende Antworten erhalten:

Unten: Zwei jugendliche Mitarbeiter des WJT-Organisationsteams in Panama.

MIGUEL ÁNGEL LÓPEZ

Miguel Ángel López, 18, aus Ciudad de Jaén in Peru, studiert vormittags Sozialwissenschaften auf Lehramt und macht nachmittags eine Bäckerausbildung. Er kommt aus sehr armen Verhältnissen und kümmert sich allein um seine beiden Schwestern, von denen eine behindert ist. Sein Vater starb an Krebs, als Miguel elf war. Foto: Martin Steffen

Wofür übernimmst du in Kirche und Gesellschaft Verantwortung?
Dafür, dass Kinder und Jugendliche in ihrem Selbstbewusstsein und in ihrer Bildung gestärkt werden. Und dafür, dass sich das Bewusstsein für den Umweltschutz ändert und die Menschen sich darüber mehr Gedanken machen.

Was möchtest du verändern?
Ich möchte Kindern helfen, die aus armen Verhältnissen kommen. Sie sollen die Chance auf ein besseres Leben haben. Obwohl ich selbst nicht reich bin, möchte ich irgendwann eine Stiftung gründen, die Kindern die Chance auf eine gute Bildung gibt. Denn nur so können sie mehr aus ihrem Leben machen und landen nicht auf der Straße oder im Kreislauf aus Drogen und Gewalt. Ich habe selbst sehr viel gelitten in meinem Leben und möchte nicht, dass es anderen so geht.

Welche Talente helfen dir dabei?
Ich vermittle gern Wissen, vor allem an Kinder, und ich glaube, ich habe viel Geduld. In meinem Leben habe ich schon sehr viel in verschiedenen Bereichen gearbeitet, um ein wenig Geld zu verdienen. Ich arbeite gern mit Kindern und lese viel.

Wer ist dein Vorbild?
Mein Vater. Ich habe ihn zwar nur kurz gekannt, aber er war ein sehr sympathischer und engagierter Mensch, der viel gearbeitet hat. Und Jesus ist mein Vorbild. Ohne meinen Glauben an Gott wäre ich nicht der, der ich heute bin. Früher war ich sehr schüchtern. Die Jugendgruppe der Kirche hat mir geholfen, das zu überwinden. Jetzt leite ich dort selbst eine Gruppe. (cw)

Alle Interviews finden Sie unter
→ www.adveniat.de/jugend

MÓNICA JIMÉNEZ

Mónica Jiménez, 21, aus Maracay, Venezuela, ist wegen der wirtschaftlichen und politischen Krise aus ihrer Heimat nach Kolumbien geflüchtet. In der Grenzstadt Cúcuta arbeitet sie seit fünf Monaten ehrenamtlich als Küchenhelferin in der Casa de Paso der Kirchengemeinde Divina Providencia. Hier werden venezolanische Flüchtlinge mit Essen, Kleidung und Medikamenten versorgt. Foto: Florian Kopp

EGIDIBALI LÓPEZ

Egidibali López, 24, gehört zum indigenen Volk der Kuna und studiert Biologie in Panama-Stadt.
Foto: Matthias Hoch

Wofür übernimmst du in Gesellschaft und Kirche Verantwortung?
Ich engagiere mich in meiner Pfarrei, in meinem Stadtteil und an der Uni dafür, die reiche Kultur der Kuna zu bewahren.

Was möchtest du gerne verändern?
Intoleranz. Als junge Kuna habe ich oft Diskriminierung erfahren. Aber eines Tages habe ich gesagt: Schluss jetzt! Ab sofort wird niemand mehr in meiner Gegenwart aufgrund seiner Herkunft, seines Glaubens oder seines Aussehens diskriminiert. Es gibt gute und schlechte Kuna – gute und schlechte Katholiken. Es hängt von jedem Einzelnen ab. Ohne Toleranz gegenüber anderen Kulturen wird es keinen Frieden geben.

Welche Talente helfen dir dabei?
Meine größte Stärke ist es, Kuna zu sein. Gleichzeitig war und ist es aber auch meine größte Herausforderung, diese Identität in Panama-Stadt – fernab meiner Heimat Guna Yala – zu bewahren. Gerade vom Weltjugendtag erwarte ich, dass junge Menschen aus der ganzen Welt meine Lebenswirklichkeit und den alltäglichen Kampf der Kuna für Anerkennung, Gleichberechtigung und die Bewahrung der Schöpfung kennenlernen.

Wer ist dein Vorbild?
Meine Mama und mein Papa. Ich bin dankbar dafür, dass sie mir diese reiche Kultur geschenkt haben. Ich bin sehr stolz darauf, Kuna zu sein. (ck)

Wofür übernimmst du in Gesellschaft und Kirche Verantwortung?
Als ich in Cúcuta ankam, war die Casa de Paso meine erste Anlaufstelle. Hier bekam ich Hilfe. Aber ich wollte auch selbst etwas Sinnvolles tun. Also fragte ich, ob es möglich wäre, mitzuarbeiten. Ich mache es freiwillig und gerne, um zu helfen und anderen Aufmerksamkeit zu schenken. Wir beten auch miteinander, damit wir nicht die Hoffnung verlieren, dass sich in Venezuela etwas verändert.

Was möchtest du gerne verändern?
Ich wünsche mir nichts mehr, als dass sich die Situation in Venezuela ändert. Ich bin weggegangen, weil ich es dort nicht mehr aushalten konnte. Mit meiner Mutter und meinem Mann bin ich nun hier. In Maracay habe ich als Kassiererin in einem Supermarkt gearbeitet, aber der Verdienst hat vorne und hinten nicht gereicht. Wir haben fast ein Jahr lang kaum etwas zu essen gehabt. Einmal am Tag haben wir Yucca gegessen. Öl war praktisch unbezahlbar. Ich habe zehn Kilo abgenommen und war nur noch Haut und Knochen.

Was hilft Dir dabei, den Mut nicht zu verlieren?
Ich habe Hoffnung und einen festen Glauben an Gott. Wir müssen stark sein und daran glauben, dass es mit Venezuela wieder aufwärtsgeht. Jetzt leiden wir keinen Hunger mehr. Meine Mutter geht arbeiten, ich helfe hier, und wir haben ein Auskommen.

Wer ist dein Vorbild?
Meine Mutter. Sie ist als erste hier angekommen und hat zuerst vier Monate allein auf der Straße gelebt, bevor wir nachkommen konnten. Jetzt haben wir ein kleines Zimmer gemietet, aber es reicht fürs Erste. Und Jesus ist mein Vorbild. Er hat sein Leben für uns gegeben und uns gelehrt, standhaft zu bleiben. (sw)

Musik im Gepäck

VENEZOLANISCHE MUSIKER SIND WILLKOMMEN IN PERU

TEXT: HILDEGARD WILLER, FOTO: JIMENA RODRIGUEZ

Peru gehört zu den bevorzugten Zielen venezolanischer Migranten. Rund 445.000 Venezolaner sind seit Ausbruch der politischen und wirtschaftlichen Krise in ihrem Land hierher geflüchtet – unter ihnen viele gut ausgebildete Musiker. Sie haben in Peru gute Arbeitschancen, denn Instrumentallehrer werden gesucht.

Als Eliezer Anteliz im Juni 2017 die Koffer packte, um die weite Reise nach Peru anzutreten, durfte eines nicht fehlen: seine Geige. Wie viele seiner Landsleute, entschloss sich der Musiker, seine venezolanischen Heimat Valles del Tuy zu verlassen, weil er mit seinem Gehalt nicht einmal mehr seine Familie ernähren konnte. Fünf Tage lang war der heute 37-Jährige im Bus unterwegs, bis er mit seiner Violine schließlich die peruanische Hauptstadt Lima erreichte. In Venezuela hatte Eliezer Anteliz eine Musikschule des weit über die Grenzen hinaus bekannten Projekts „El Sistema“ geleitet und im Orchester Geige gespielt. Beides öffnet ihm in Peru viele Türen.

VENEZUELA WAR STOLZ AUF „EL SISTEMA“

Unter den inzwischen 445.000 Venezolanern, die vor der katastrophalen Lage in ihrem Land nach Peru geflohen sind, gibt es zahlreiche Musiker, darunter auch Straßenmusiker, die Geige, Trommel oder Cuatro – eine kleine, viersaitige Gitarre – spielen. Manche von ihnen können deutlich mehr, als sie in der Fußgängerzone zu Gehör bringen. Sie sind Profis, die Klassik ebenso beherrschen wie die heimische Volksmusik. Venezuela ist nicht zuletzt wegen seines Musikschulsystems „El Sistema“ weltweit für seine erstklassige Musikförderung bekannt. Seit 45 Jahren existiert dieses musikalische Experiment, das Kindern und Jugendlichen in städtischen Armenvierteln und strukturschwachen ländlichen Regionen ermöglicht, ein Instrument zu erlernen. In den Jahren des Erdölreichtums wurde „El Sistema“ zum prestigeträchtigen Aushängeschild Venezuelas und von der linken, chavistischen Regierung großzügig gefördert. Heute steht das Land kurz vor dem staatlichen Bankrott – auch „El Sistema“ kann seine Lehrer nicht mehr bezahlen.

In Peru hat das Musikschulprojekt einen begeisterten Nachahmer gefunden: Inspiriert von „El Sistema“, rief der peruanische Startenor Juan Diego Flórez 2011 die Initiative „Sinfonía por el Perú“ ins Leben. „Wir wollen mit unserem Projekt das Leben der benachteiligten Kinder und Jugendlichen verändern“, sagt Direktor Miguel Angel Molinari in Lima. In nur sieben Jahren haben er und Juan Diego Flórez erreicht, dass heute über 8.000 Kinder und Jugendliche aus armen Familien in 21 über das ganze Land verteilten Musikschulen ein Instrument lernen und später in einem Orchester spielen können. Vor allem Sponsoren machen diese Arbeit möglich. Bislang fehlt es in Peru jedoch vielerorts an gut ausgebildeten Instrumentallehrern für die klassischen Instrumente. Dass nun hunderte von Musikern, die das venezolanische „El Sistema“-Projekt durchlaufen haben, nach Peru auswandern, ist für „Sinfonía por el Perú“ ein Segen. „Gut 30 Prozent unserer Lehrkräfte kommen aus Venezuela“, sagt Molinari.

Als César Ayala, 11, aus El Agustino daheim erzählte, dass er nun Oboe lernen würde, konnten seine Eltern damit zunächst nichts anfangen. Dieses Instrument kannten sie gar nicht. Heute sind sie stolz auf ihren Sohn, wenn er zum Musikunterricht geht, um der Oboe die richtigen Töne zu entlocken. Eliezer Anteliz korrigiert ihn mit der nötigen Geduld. Als Venezolaner hat er selbst „El Sistema“ durchlaufen. „Die peruanischen Kinder sind etwas schüchterner und zurückhaltender als die Kinder in Venezuela“, sagt Eliezer, der auch das Kinderorchester im Park Cahuide leitet. „Aber mit der Zeit schaffen wir es, dass sie Vertrauen fassen und aus sich herausgehen.“

MIGRANTEN WILLKOMMEN

Anteliz und die anderen Lehrer von „Sinfonía por el Perú“ sind fest angestellt und gehören damit zu den Privilegierten unter den venezolanischen Migranten. Eine Umfrage der Internationalen Migrationsorganisation

IOM hat ergeben, dass über 75 Prozent der Migranten in Peru ohne Vertragsverhältnis arbeiten – wie beispielsweise auch die Straßenmusiker.

Es ist kurz vor Mittag, als Efrain Escalona, 25, Khristhopher Zambrano, 19, und Carmelo López, 19, sich vor einem Einkaufszentrum im schicken Stadtteil San Borja warm spielen. Lateinamerikanische Hits, Boleros und venezolanische Volksmusik stehen auf dem Programm der Musiker. Viele Passanten bleiben stehen und werfen ein paar Münzen in den aufgeklappten Geigenkasten. Dass in Limas Straßen Musiker auftreten, die auch klassisch ausgebildet sind, – das gibt es erst seit der Ankunft der Venezolaner. Die Peruaner schätzen die Musik der neuen Mitbürger. „Mit drei Stunden Spiel verdient jeder von uns rund zwölf Euro“, erklärt Efrain Escalona. Das macht auf den Monat gerechnet so viel wie der peruanische Mindestlohn von rund 260 Euro. „Aber wir arbeiten dafür nur drei Stunden täglich; uns bleibt Zeit, um zu üben“, erzählt Efrain. Er hat ebenso wie die beiden Geiger sein Instrument in einer „El Sistema“-Musikschule spielen gelernt. Alle drei haben bereits einen Platz im peruanischen Jugendsinfonieorchester erhalten – allerdings konnte Efrain seinen Kontrabass auf der mehrtägigen Busreise von Venezuela nach Lima nicht mitnehmen. Er hofft, dass er einen Sponsor findet, der ihm in Peru ein Instrument zur Verfügung stellt.

Khristhopher und Carmelo lassen die Finger über die Saiten huschen und stimmen ein venezolanisches Lied an. Es ist die inoffizielle Hymne Venezuelas: „Ich trage Dein Licht und Deinen Duft auf meiner Haut, und das Cuatro in meinem Herzen“. Die jungen Männer scheinen all ihre Gefühle und ihr Heimweh in die Musik zu legen. „Die ersten Male konnte ich das Lied hier nicht spielen, ohne dass mir die Tränen kamen“, erzählt Khristhopher, der ohne seine Eltern nach Lima gekommen ist. Zugleich hoffen alle drei, dass Lima nicht ihre musikalische Endstation ist: „Unser größter Traum ist es, in einem europäischen Orchester zu spielen.“

Oboenlehrer Luis Gimenez vor der Musikschule im Park Cahuide. In dem neu erbauten städtischen Kulturhaus erhalten Kinder und Jugendliche aus den Armenvierteln täglich Musikunterricht.

KOOPERATION MIT ESSENER ELISABETH-KRANKENHAUS

Gemeinsam für Kinder mit Zerebralparese

„Das breite Spektrum an Therapien, das ich hier sehen und kennenlernen durfte, hat mich fasziniert“, erklärt Niger Jorge Huavil Albornoz. Der peruanische Psychiater war im September gut zwei Wochen zu Gast in der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin im Elisabeth-Krankenhaus in Essen. Bei Chefarzt Dr. Claudio Finetti lernte Huavil Albornoz verschiedene Behandlungs- und Therapiemethoden für Kinder mit Zerebralparese, einer körperlichen und geistigen Behinderung, kennen. Diese Eindrücke nimmt er mit in seine Heimat Jaén im Amazonasgebiet Perus. Dort unterstützt das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat das Gesundheitszentrum des Vikariats bei der Versorgung erkrankter Kinder. Um einen produktiven Erfahrungsaustausch zwischen den beiden Expertenzentren zu ermöglichen, rief Adveniat Ende 2016 eine Kooperation ins Leben.

Oben: Niger Jorge Huavil Albornoz, Psychiater im Gesundheitszentrum des Vikariats Jaén, Peru, und Dr. Claudio Finetti (rechts), Chefarzt der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin, treffen den an Zerebralparese erkrankten Moritz im Elisabeth-Krankenhaus in Essen. Foto: Dorothee Renzel

Adveniat bildet in Peru Gesundheits-Multiplikatoren aus

Kinder mit Zerebralparese leiden unter Bewegungsstörungen, können meist kaum laufen, ihre Sprechfähigkeit ist eingeschränkt. Eine Schädigung des Gehirns vor, während oder nach der Geburt ist die Ursache. Die körperliche und geistige Behinderung ist nicht heilbar, die Folgen können aber gelindert werden. Im Rehabilitationszentrum des Vikariats Jaén werden derzeit zwölf Kinder mit Zerebralparese sowie deren Mütter betreut. Bis an den Rand Perus reicht die staatliche Gesundheitsvorsorge nicht. Die Menschen, die im Amazonasgebiet leben, gehören zu den Ärmsten, sie sind die Verlassenen und Vergessenen, von denen Papst Franziskus immer wieder spricht. Seine Forderung, Gesundheitsversorgung als „grundlegendes Menschenrecht“ allen zu garantieren, setzt der Bischof von Jaén, Gilberto Alfredo Vizcarra Mori, in die Tat um. Mit Unterstützung von Adveniat bildet er Gesundheits-Multiplikatoren aus, erweitert das Gesundheitszentrum und informiert Eltern über Behandlungs- und Betreuungsmöglichkeiten.

Zum Ende seines Besuchs zeigt sich Niger Jorge Huavil Albornoz besonders beeindruckt vom Miteinander von Arzt und Patient: „Diese menschliche Nähe und Wärme zwischen den Patienten, den Angehörigen und den Ärzten ist bewundernswert. Eine Beziehung auf Augenhöhe. Davon sind wir in Peru weit entfernt. Das will ich zukünftig ändern.“ (sun)

Rechts: In Peru ist Carlitos zu Besuch in Limas Armenviertel Chorrillos. Katechetin Sofía hat ihn mit zur Hausaufgabenbetreuung genommen, die im Hinterhof eines Wohnhauses stattfindet. Foto: Thomas Jung

ADVENIAT FORDERT SCHUTZ INDIGENER VÖLKER

Leben am Amazonas bedroht

Einen umfassenden Bericht über die Menschenrechtsverletzungen im Amazonasgebiet hat das Amazonas-Netzwerk Repam (Red Eclesial Pan-Amazónica) Mitte September in Berlin vorgestellt. Die Lateinamerika-Beauftragte des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ), Christiane Bögemann-Hagedorn, hat den Bericht von Vertretern indigener Völker aus Brasilien entgegengenommen. Das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat, das dem internationalen Netzwerk angehört, fordert von der deutschen Politik und Wirtschaft, die Bewohner des Amazonasgebietes vor Menschenrechtsverletzungen entschiedener zur schützen.

„Hier in Berlin suchen wir nach Antworten auf die globale Klima- und Umweltkrise, die auf dem Weltklimagipfel in Paris genauso unmissverständlich festgestellt wurde wie in der Enzyklika Laudato si' von Papst Franziskus", betont der brasilianische Kardinal und Repam-Vorsitzende Cláudio Hummes. „Wir müssen auf die Klimakrise unverzüglich reagieren", so Hummes. „Denn später ist zu spät!"

Die Natur im Amazonasgebiet ist durch die Abholzung riesiger Gebiete für staatliche Staudamm- und Infrastrukturprojekte, den enormen Hunger westlicher Industrienationen nach Rohstoffen wie Gold, Kupfer oder Öl sowie nach industriell angebauten Agrarprodukten bedroht. „Die Menschenrechte der indigenen Völker und der Campesinos werden systematisch verletzt. Der Reichtum ihrer Böden wird von den multinationalen Firmen zur Gewinnmaximierung rücksichtslos ausgebeutet", berichtet Kardinal Hummes.

„Wir alle müssen auf die indigenen Völker hören. Denn sie sind mit ihrer Art zu leben die wahren ganzheitlichen Umweltschützer", steht für den Hauptgeschäftsführer von Adveniat, Pater Michael Heinz, fest. „Wer die schleichende Ausrottung dieser Völker verhindern will, muss die UN-Konvention ILO 169 ratifizieren." Das einzige verbindliche internationale Abkommen zum Schutz indigener Völker garantiere, dass diese Völker angehört werden müssen, wenn etwa auf ihrem Gebiet Rohstoffe ausgebeutet werden sollen. „Doch diese Bestimmungen werden vor Ort umgangen, auch weil international viel beachtete Länder wie Deutschland das Abkommen bis heute nicht ratifiziert haben", kritisiert Pater Heinz. (sun)

Rosildo da Silva vom Volk der Jaminawa Arara übergibt den Menschenrechtsbericht an Dr. Christiane Bögemann-Hagedorn, der Lateinamerika-Beauftragten des BMZ. Foto: Martin Steffen

ADVENTSKALENDER ALS REISETAGEBUCH

„Carlitos" in Lateinamerika

Carli schickt seine zwei „Kinder" in die weite Welt. Das Maskottchen des DJK-Sportverbandes und der DJK-Sportjugend wird auf diese Weise zum Botschafter der Kooperation mit dem Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat. Denn während der eine jugendliche Adler in Deutschland den Sportverband erkundet, ist „Carlitos" in Lateinamerika mit Adveniat unterwegs. Im Laufe des Advents berichten die beiden Carli-Junioren 24 Tage lang von ihren Begegnungen und Erfahrungen. Der Adventskalender wird zum Reisetagebuch, das die beiden Welten – Deutschland und Lateinamerika – menschlich zusammenwachsen lässt. Der Sportalltag hier und die Wirklichkeit der Menschen in den von Adveniat begleiteten und finanzierten Projekten in Lateinamerika machen die Vorbereitung auf Weihnachten zu einem ganz besonderen Erlebnis.

Seit mittlerweile fünf Jahren arbeiten Adveniat, der DJK-Sportverband und die DJK-Sportjugend intensiv zusammen. Schwerpunkt ist die gemeinsame Bildungsarbeit zu Themen des weltkirchlichen Engagements, insbesondere zu Lateinamerika. Höhepunkte der vergangenen Jahre waren der „Bewegte Adventskalender" sowie die Kampagnen „Steilpass" anlässlich der Fußballweltmeisterschaft in Brasilien 2014 und „Rio bewegt. Uns." im Vorfeld der Olympischen Sommerspiele in Rio de Janeiro 2016. (as)

Bischöfliche Aktion Adveniat e.V., Postfach 10 01 52, 45001 Essen
PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, K 52635

„Es darf nicht sein, dass die Jugendlichen keine Träume haben. Sie müssen an ihr Potenzial glauben."

Regina Leão, Leiterin der Pastoral für gefährdete Jugendliche im Erzbistum Rio de Janeiro

adveniat
für die Menschen
in Lateinamerika